

# »Kinder an einem Tisch« Erich Salomon auf Ellis Island

Von Ron Sadan

1932 fotografierte Erich Salomon *Kinder an einem Tisch*. Das Bild ist Teil einer Serie von Momentaufnahmen, die der deutsch-jüdische Fotojournalist, geboren 1886 in Berlin, ermordet 1944 in Auschwitz, im Aufnahmelaager für Einwanderer auf Ellis Island vor New York City schoss. Seit Inkrafttreten des Immigration Act von 1924, der die Einwanderung durch die Festlegung fixer Quoten für Herkunftsländer erheblich einschränkte, diente die Einrichtung weniger als Erfassungsstelle für Neuankömmlinge, sondern eher als Haft- und Abschiebezentrum für Menschen, die keine Papiere hatten oder schlicht unerwünscht waren. In einer doppel-seitigen Reportage mit Bildern aus seiner Serie berichtete Salomon für die populäre *Berliner Illustrierte Zeitung* über diese „Gefangenen der Weltkrise“ auf Ellis Island.

Salomon war berühmt für Schnappschüsse aus der Glitzerwelt der befrackten Eliten, die er in „unbewachten Augenblicken“ machte, und für die unkonventionellen Methoden, mittels derer er an sie gelangte. Als außergewöhnliche Darstellungen eines „sozialpolitischen Problemfelds“, so der Kunsthistoriker Wolfgang Brückle, markierten die ungeschminkten Fotografien der auf Ellis Island Internierten aber einen Wandel im Schaffen des Mannes, der unter Zeitgenossen als „Hofphotograph“ der Weimarer Republik galt.

Untersucht man, inwiefern *Kinder an einem Tisch* von Salomons unverkennbarer Handschrift abweicht oder ihr vielmehr entspricht, lassen sich die ethischen Fragen, die diese Art der Fotografie aufgeworfen hat, differenzierter betrachten. Haben Salomons heimliche Aufnahmen dem „Prominenten-Voyeurismus und dem Verfall von persönlichen Freiheiten und Privatsphäre den Weg geebnet“, wie der Literaturwissenschaftler Daniel H. Magilow meint? Sind seine Schnappschüsse wirklich Vorläufer des beutegierigen Fotojournalismus späterer Revolverblätter? Gerade weil Salomons „Gefangene“ auf Ellis Island *keine* Prominenten sind, treten uns diese Fragen deutlicher vor Augen.

Es hat den Anschein, dass die fotografierten Kinder vor Betätigen des Auslösers von der Kamera kaum Notiz nahmen, während umgekehrt die Qualität der Bildgestaltung verrät, wie auf-

merksam Salomon sie bereits beobachtet haben muss. In die Mitte des Bildraums rückt er zwei Jugendliche, wobei von den beiden die junge Frau links die meiste Aufmerksamkeit auf sich zieht. Ihr Gesicht ist gerahmt von einem schwarzen Abfalleimer, der sich hinter ihr vor den hellen Kacheln einer Säule abhebt. Und ihr Blick, der Salomon in flagranti dabei ertappt, wie er in diesem Moment auf den Auslöser drückt, wirkt unangenehm überrascht. Das Mädchen daneben ähnelt ihr in Blick und Haltung, wodurch die Wirkung der eingefangenen Reaktion auf den Betrachter verstärkt wird.

Der abweisende Blick der Jugendlichen unterscheidet sich deutlich von der leutseligen Geste, mit der der französische Politiker Aristide Briand auf einer anderen inzwischen legendären Fotografie Salomons von 1931 festgehalten wurde. Die humorvolle Art, mit der Briand auf die Entdeckung seines Stalkers reagiert, bezeugt laut Magilow die „freundschaftlich-symbiotische Beziehung“ zwischen Salomon und den von ihm abgelichteten Honoratioren. Sie wussten, dass seine ungestellten Schnappschüsse sie der Öffentlichkeit als normale Mitmenschen präsentierten, und duldeten den Eindringling daher. Das bedeutete allerdings auch, dass diese Aufnahmen nicht mehr wirklich als ungestellt gelten können. Bekannte Persönlichkeiten wie Briand mögen spontan mit der Kamera interagiert haben, aber ihnen war zugleich grundsätzlich bewusst, dass jederzeit eine Kamera zugegen sein konnte. Ebendas galt nicht für die Internierten auf Ellis Island und andere Menschen, die diese Art öffentlicher Aufmerksamkeit nicht gewohnt waren, zumal handliche, überall einsetzbare Fotoapparate sich gerade erst durchsetzten. Anders als Briand kannten die Kinder an dem Tisch Salomons Paparazzo-Methoden noch nicht.

Salomon scheint sich dieses Unterschiedes bewusst gewesen zu sein und ahnte wohl auch, dass dies nicht ohne Folgen für die Authentizität seiner Aufnahmen und für die eigene Anwesenheit in ihnen sein würde. Seine Haltung findet sich in Gestalt des spielenden Kindes am rechten Bildrand gespiegelt. Auch wenn der Titel von mehreren Kindern spricht, ist dieses Kind das einzige auf dem Foto, das sich auch

wie eines verhält. Gedankenverloren nimmt es Salomon gar nicht wahr oder kümmert sich nicht um ihn – das perfekte Motiv für eine wirklich ungestellte Fotografie. Anders als die von Salomon abgelichteten Prominenten spielt das Kind nicht *für* die Kamera, sondern bloß vor ihr. Seine Vertiefung ins Spiel scheint den Fotografen aus dem Bildgeschehen auszuschließen. Doch durch die eigene Position und den gewählten Blickwinkel verwickelt dieser sich selbst in die Handlung des Kindes. Er steht buchstäblich an dessen Seite und fotografiert die anderen von dort aus über den Tisch hinweg. Der Blick durch die Kamera erfasst sie aus leichter Ober-sicht, das spielende Kind aber auf dessen Augenhöhe. Ist Salomon vielleicht selbst eines der Kinder am Tisch?

Indem der Fotograf sich nicht darum kümmert, erwischt zu werden, oder es vielleicht sogar darauf anlegt, hat er etwas mit der unbefangenen Art des Kindes gemein, das sich in seinem Spiel nicht verstellt. Ethisch betrachtet ist dies allerdings bedenklich. Bei angesehenen Personen wie Briand musste Salomon darauf achten, sie nicht herabzuwürdigen oder gar zu demütigen, denn er war auf ihr anhaltendes Wohlwollen angewiesen. Fotografierte er hingegen die Schwachen der Gesellschaft, brauchte er sich darum keine Sorgen zu machen. Die Momentaufnahmen von Ellis Island verfeinern insofern auch unser Verständnis seiner Prominenten-Schnappschüsse, da sie unterschiedliche Machtbeziehungen deutlich machen.

Aus heutiger Sicht mutet Salomons Gegenwart an jenem Tisch auch tragisch an. Nur wenige Monate, nachdem er Flüchtlinge auf Ellis Island fotografiert hatte, musste er als Jude selbst im Ausland Asyl suchen: Mit dem Aufstieg der Nationalsozialisten vollzog sich eine Weltkrise noch ganz anderer Art.

**Ron Sadan** promoviert am German Department der Princeton University zur illustrierten Presse und literarischen Kultur der Weimarer Republik, wobei er das Verhältnis von Text und Bild untersucht. Sein Forschungsinteresse umfasst historische Theorien des Journalismus, die Philosophie des Symbolismus sowie Erich Auerbach.



↑ Ein voyeuristischer Blick? Erich Salomons *Kinder an einem Tisch*, aufgenommen im Aufnahmelaager auf Ellis Island, New York, 1932.

## Literatur & Quellen

**Wolfgang Brückle**, Was unserem Photographen in Amerika auffiel, in: Janos Frecot (Hg.), Erich Salomon: „Mit Frack und Linse durch Politik und Gesellschaft“. Photographien 1928–1938, München 2004, 51–59.

**Daniel H. Magilow**, Photo of Kellogg-Briand Pact Meeting, Paris, 1931, in: Jason E. Hill/Vanessa R. Schwartz (Hgg.), Getting the Picture. The Visual Culture of the News, London 2015, 52–54.

**Erich Salomon**, Die Gefangenen der Weltkrise, in: Berliner Illustrierte Zeitung, 22. Mai 1932, 630 f.

**Erich Salomon**, Berühmte Zeitgenossen in unbewachten Augenblicken, Stuttgart 1931.

# Isaak Baruch wird zu Isaak Schatz **Zur Entstehung deutsch-jüdi- scher Familiennamen in Galizien**

Von Johannes Czakai

Bis ins frühe 19. Jahrhundert führten die meisten Jüdinnen und Juden im mittleren und östlichen Europa keinen Familiennamen im heutigen Sinn. Für gewöhnlich trugen sie nur einen Vor- und einen individuellen Beinamen, etwa den des Vaters (Rachel Abrahamin) oder des Herkunftsorts (Moses Breslauer). Auch der Name „Isaak Baruch“ drückt aus, dass es sich um Isaak, den Sohn des Baruch handelte. Nur wenige dieser Beinamen vererbten sich und wenn, dann besonders in der jüdischen Oberschicht oder in großen Gemeinden (wie etwa die Namen Friedländer, Rothschild und Landau). Auch unter Christen war der Gebrauch von festen Familiennamen noch nicht so selbstverständlich wie heute. Zwar hatte sich die Verwendung seit dem Mittelalter fast überall durchgesetzt, doch bis Ende des 18. Jahrhunderts war das verpflichtende Führen und Vererben von Familiennamen nirgends festgeschrieben, weder für Christen noch für Juden. Das erste Mal, dass ein europäischer Staat die Notwendigkeit sah, die Namensführung der jüdischen Bevölkerung gesetzlich zu regeln, war 1785 in Isaaks neuer Heimat – Galizien.

## Galizien und seine jüdische Bevölkerung

Der multiethnische Landstrich im heutigen Südostpolen sowie der Westukraine war 1772 im Zuge der ersten Teilung Polens von den Österreichern besetzt und der Habsburgermonarchie einverleibt worden. Darüber, wie und warum die Österreicher in Galizien feste Familiennamen für Juden einführen, wurden bislang nur Legenden oder Witze erzählt, die hauptsächlich auf den österreichischen Schriftsteller Karl Emil Franzos (1847–1904) zurückgehen. Dieser hatte 1880 einen Text über die Geschichte jüdischer Familiennamen in Galizien veröffentlicht, in dem er frei erfundene Namen und Dokumente als authentische historische Quellen zitierte. Mithilfe von in der Ukraine, Österreich, Polen und Israel neu entdeckten Archivquellen können die historischen Ereignisse nun jedoch rekonstruiert und bisherige Vermutungen korrigiert werden.

Dass ausgerechnet Galizien das Gebiet war, in dem Jüdinnen und Juden 1785 erstmals dazu verpflichtet wurden, feste Familiennamen anzunehmen, ist eng mit der Umwandlung dieses ehemals polnischen Gebiets in eine Provinz des österreichischen Vielvölkerstaats verbunden. In Bezug auf die große, über 150 000 Personen zählende jüdische Bevölkerung Galiziens verfolgte die Habsburgermonarchie unter der Regentschaft von Kaiser Joseph II. (1780–1790) auch das Ziel, die jü-

dische Selbstverwaltung abzuschaffen und deren Institutionen, Rechtsprechung, Bildung und Besteuerung der staatlichen Aufsicht unterzuordnen. Die Steuern, die bis dahin von den Gemeinden eingesammelt und an staatliche Stellen weitergeleitet wurden, sollten fortan direkt vom Staat erhoben werden. Während die österreichische Verwaltung zuvor keinen Bedarf hatte, Namen, Alter und Vermögensverhältnisse aller ihrer jüdischen Untertanen im Detail zu kennen, wurde es nun nötig, diese Informationen zu sammeln. Der Staat legte Namenslisten an, um Jüdinnen und Juden „lesbar“ zu machen, um sie besteuern zu können und damit gleichzeitig ihre Selbstverwaltung durch staatliche Behörden zu ersetzen. Dafür reichte es nicht mehr aus, dass Juden im täglichen Leben als Isaak Baruch bekannt waren; sie brauchten standardisierte und erbliche Namen, mit denen die deutschsprachige Verwaltung sie und ihre Familien eindeutig und generationenübergreifend identifizieren konnte. 1787 wurde zudem festgeschrieben, dass die neuen Familiennamen deutsch sein müssten. Der österreichischen Verwaltungsvorgabe lag dabei eine paternalistische Vorstellung zugrunde. Die jüdische Bevölkerung der Monarchie im Allgemeinen und die Provinz Galizien im Besonderen wurden als rückständig wahrgenommen. Ähnlich einem kolonialen Projekt sollte die Einwohnerschaft des Landstrichs westeuropäisch zivilisiert werden, wozu die deutsche Sprache in Bildung und Verwaltung beitragen sollte. Außerdem zielte die Toleranzpolitik Josephs II. auf die Abschaffung der jiddischen Sprache und hebräischen Schrift ab. Neben deutschsprachigen Schulen sollten deutsche Namen dabei helfen, das Jiddische im öffentlichen wie im privaten Bereich zurückzudrängen.



← Das Zentrale Staatliche Historische Archiv der Ukraine in L'viv im Jahr 2016. Das Archiv befindet sich im Gebäude des ehemaligen Bernhardinerklosters aus dem 17. Jahrhundert.

dische Selbstverwaltung abzuschaffen und deren Institutionen, Rechtsprechung, Bildung und Besteuerung der staatlichen Aufsicht unterzuordnen. Die Steuern, die bis dahin von den Gemeinden eingesammelt und an staatliche Stellen weitergeleitet wurden, sollten fortan direkt vom Staat erhoben werden. Während die österreichische Verwaltung zuvor keinen Bedarf hatte, Namen, Alter und Vermögensverhältnisse aller ihrer jüdischen Untertanen im Detail zu kennen, wurde es nun nötig, diese Informationen zu sammeln. Der Staat legte Namenslisten an, um Jüdinnen und Juden „lesbar“ zu machen, um sie besteuern zu können und damit gleichzeitig ihre Selbstverwaltung durch staatliche Behörden zu ersetzen. Dafür reichte es nicht mehr aus, dass Juden im täglichen Leben als Isaak Baruch bekannt waren; sie brauchten standardisierte und erbliche Namen, mit denen die deutschsprachige Verwaltung sie und ihre Familien eindeutig und generationenübergreifend identifizieren konnte.

1787 wurde zudem festgeschrieben, dass die neuen Familiennamen deutsch sein müssten. Der österreichischen Verwaltungsvorgabe lag dabei eine paternalistische Vorstellung zugrunde. Die jüdische Bevölkerung der Monarchie im Allgemeinen und die Provinz Galizien im Besonderen wurden als rückständig wahrgenommen. Ähnlich einem kolonialen Projekt sollte die Einwohnerschaft des Landstrichs westeuropäisch zivilisiert werden, wozu die deutsche Sprache in Bildung und Verwaltung beitragen sollte. Außerdem zielte die Toleranzpolitik Josephs II. auf die Abschaffung der jiddischen Sprache und hebräischen Schrift ab. Neben deutschsprachigen Schulen sollten deutsche Namen dabei helfen, das Jiddische im öffentlichen wie im privaten Bereich zurückzudrängen.

## Die neuen deutschen Namen

Während Isaak seinen Namen 1791 ganz individuell bekam, erhielten fast alle anderen galizischen Jüdinnen und Juden ihre Namen in einer großen konzertierten Aktion. Im Frühjahr 1785 reisten österreichische Beamte durch Galizien, beriefen lokale Kommissionen ein und verzeichneten alle jüdischen Einwohnerinnen und Einwohner mit samt ihrem Besitz in Familienbüchern. Dabei registrierten sie für jede Familie einen neuen Familiennamen – insgesamt waren es tausende Namen innerhalb weniger Wochen. Bei dieser massenhaften „Namens Creirung“, wie sie damals genannt wurde, sollte jeder jüdische Familienvater „befragt werden, was er für einen Familien Namen wirklich habe, oder sich wählen wolle“. Trotz dieser theoretischen Wahlfrei-

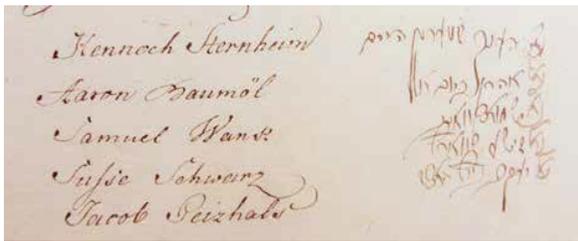
heit wurde die große Mehrheit der neuen Familiennamen von den österreichischen Beamten wie am Fließband erfunden.

Die meisten Namen waren deutsche Substantive und Adjektive des Alltags (Gasse, Blau, Zwanzig, Ringl, Schlag, Hauch, Koch, Wand), teilweise ergänzt um ein Suffix wie -mann (Jägermann, Großmann, Weißmann). Auffällig viele Namen wurden aus zwei Komponenten gebildet, wahrscheinlich, weil sich so in kurzer Zeit bedeutend mehr Varianten erfinden ließen (Rosenberg, Schönwald, Kupferfeld, Feigenbaum, aber auch Nagelfest, Harzstark, Mandelsaft). Teilweise konservierten die Namen einen Teil der Lebenswelt der Beamten, etwa wenn sie diese von damals bekannten Theaterstücken ableiteten (Affenpreis, Elsterwerth) oder wenn sie die Nachbarn ihrer süddeutschen Kindheitszeit zu Paten der neuen Namen erhoben (Imhoff, Schneckenburger, Zoffinger). Vereinzelt wurden Namen registriert, die einen negativen Beiklang hatten (Krumnas, Stokblind). Doch von wenigen Beispielen abgesehen (Geizhals), kann nicht gesagt werden, dass alle heute amüsant oder abfällig klingenden Namen (wie Mausefalle oder Streusand) bereits damals so wahrgenommen wurden. Aber selbst ohne eine offene Herabwürdigung bezeugen diese deutschen Namen ein Herrschaftsgefälle zwischen benennenden Beamten und benannten Juden.

Die Frage, ob Namen auch frei von ihren jüdischen Trägerinnen und Trägern gewählt wurden, ist schwer zu beantworten, da keine Protokolle bekannt sind, die den Benennungsvorgang dokumentieren. Dennoch weisen einige Namen darauf hin, dass sie schon vor 1785 innerhalb der jüdischen Gemeinde benutzt wurden (Horowitz, Rapaport). In anderen Fällen lässt sich zeigen, dass Jüdinnen und Juden ihre neuen Benennungen ganz bewusst selbst wählten (etwa bei dem Rabbiner Zwi Hirsch Rosanes). Obwohl bei Isaak Schatz davon auszugehen ist, dass ihm der Name von einem Beamten zugeteilt wurde, besteht auch die Möglichkeit, dass er sich selbst dafür entschied. Denn der Ursprung des Namens kann sowohl in dem deutschen Substantiv Schatz als auch in der hebräischen Abkürzung Sch(a)Tz, die einen Vorsänger bezeichnet, liegen.

## Die Umbenennung und ihre Folgen

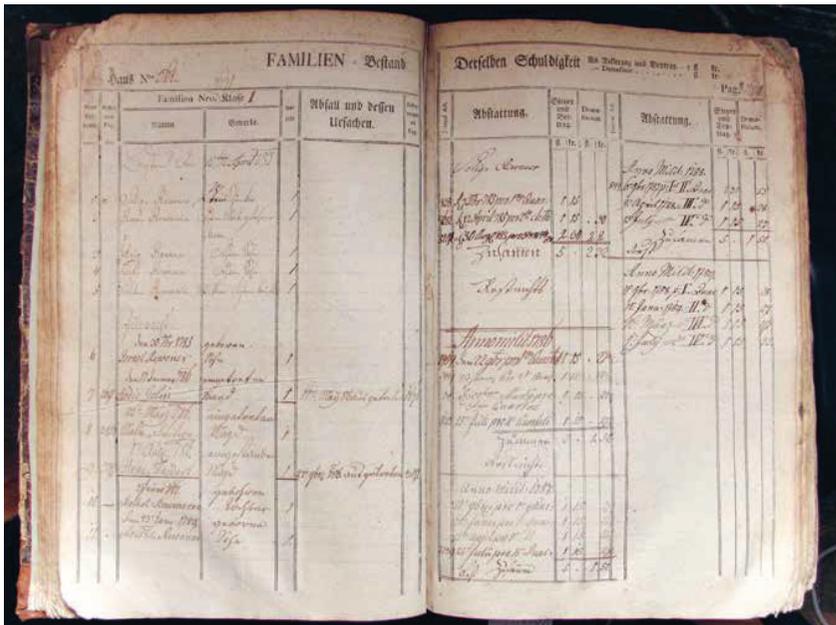
Die Einführung fester Familiennamen in Galizien war aus staatlicher Sicht ein großer Fortschritt: Die jüdischen Gemeinden wurden geschwächt und der Zugriff der Habsburgermonarchie auf die Untertanen in der entfernten Provinz gestärkt. Einzelne Personen und Familien konnten nun



↑ Neue deutsche Namen und ihre jiddischen/hebräischen Schreibweisen (u. a. Aaron Baumöl, Jacob Geizhals). Das Dokument aus dem Jahr 1798 stammt aus der jüdischen Gemeinde Leżajsk und befindet sich heute im Staatsarchiv Krakau.



Das Familienbuch der jüdischen Gemeinde Lembergs von 1785, in das die neu vergebenen Namen notiert wurden. ↓



einfacher identifiziert, Steuerzahlungen überprüft werden. Diese Erkennbarkeit begünstigte auch staatliche Repressionen – Namenslisten gaben Auskunft über Kinder, die den Besuch der deutschen Schulen verweigerten, und Familien, denen aufgrund ihrer Steuerrückständigkeit die Abschiebung aus Galizien drohte. Aus jüdischer Sicht brachten die neuen, deutschen Namen demnach vor allem Nachteile. Kein Wunder also, dass sie im täglichen Leben kaum Verwendung fanden.

Die massenhafte Namensregistrierung hatte jedoch eine entscheidende Schwachstelle: Die galizischen Behörden erstellten keine Verzeichnisse über die alten, abgelegten Namen. Genau dieses Problem bereitete 1793 den Beamten des Lemberger Kreisamts Kopfzerbrechen. Sie fragten bei der jüdischen Gemeinde an, „ob sich in ein oder der andern hierkreisigen Judengemeinde nicht etwa ein Jude Namens Szloma Eliasowicz vorfinde? [...] was derselbe nun für einen deutschen Familien Namen angenommen, und ob er einiges und was für Vermögen habe“. Die Behörden wussten einfach nicht, welchen neuen deutschen Namen Szloma Eliasowicz (Salomo, Sohn von Elias) hatte. Der Staat, der umfangreiche Maßnahmen durchgeführt hatte, um die Bevölkerung „lesbar“ zu machen, wurde nun durch seine eigenen Bemühungen blind. Ohne die Mithilfe der jüdischen Gemeinde war es den Staatsbehörden nicht möglich, die gesuchte Person zu identifizieren. Jüdinnen und Juden wiederum wussten diese Wissenslücke der Behörden zu nutzen und gaben sich teilweise falsche Identitäten. So konnten sie eigentlich verbotene Gewerbe fortführen oder Abschiebungen abwenden. Fälle wie diese führten somit das ganze Projekt, das ja auf die Abschaffung jüdischer Selbstverwaltung und die Verbesserung von Kontrolle abzielte, ad absurdum.

Trotz dieser Probleme machte die Annahme fester Familiennamen Schule. Nur zwei Jahre nach dem Vorstoß in Galizien wurde 1787 ein entsprechendes Gesetz für die Jüdinnen und Juden der gesamten Habsburgermonarchie erlassen; bald darauf folgten Teile Preußens sowie Russland und Frankreich. Bis 1849 forderten die meisten deutschen Staaten die jüdische Einwohnerschaft in Gesetzen und Verordnungen auf, feste Familiennamen anzunehmen. Mit der Zeit änderte sich der Grundgedanke dieser Maßnahme: Neben dem Aspekt der Überwachung rückte immer stärker die Idee ins Zentrum, dass Juden nur mit bürgerlichen Namen in den Genuss staatsbürgerlicher Rechte kommen könnten. Spätestens Mitte des 19. Jahrhunderts war die Verwendung fester Vor- und Familiennamen unter den deutschen Jüdinnen und Juden zur Normalität geworden.

Diese lange und folgenreiche Entwicklung geht allerdings auf die Umbenennungen in Galizien zurück. Der Umstand, dass Isaak Baruch den Namen Isaak Schatz annehmen musste, war ein kleiner, aber bedeutender Beitrag zur Ausbildung des modernen Zentralstaats. Geschichten wie diese verdeutlichen, dass die meisten Familiennamen von Jüdinnen und Juden einen ganz bestimmten Moment der Geschichte konservierten. Ihre Namen geben einen Einblick in die komplizierte christlich-jüdische und staatlich-jüdische Interaktion um 1800.

**Nachsatz** Die Familienbücher, Steuerlisten, Instruktionen und Briefe, die für diesen Beitrag herangezogen wurden, liegen heute zum größten Teil in den Archiven in L'viv, Černivci (Czernowitz) und der polnischen Grenzstadt Przemyśl – Orte, die seit dem Angriff Russlands auf die Ukraine schmerzlich ins Blickfeld der Weltöffentlichkeit geraten sind. Besonders die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Staatsarchivs in L'viv sind in großer Sorge vor der unwiederbringlichen Zerstörung dieser Zeugnisse der historischen Region Galizien. Die Geschichte der Namen der galizischen Juden ist auch eine Geschichte der fragilen Dokumente, in denen sie verzeichnet wurden, und führt dringlich vor Augen, wie gefährdet dieses Kulturgut insbesondere im Rahmen kriegerischer Ereignisse immer wieder sein kann.

Johannes Czakai ist Historiker. 2021 erschien seine Dissertation »Nochems neue Namen. Die Juden Galiziens und der Bukowina und die Einführung deutscher Vor- und Familiennamen 1772–1820«, die mehrfach ausgezeichnet wurde. Nach der Mitarbeit im Projekt »Joel Jacoby (1811–1863). Ein Seitenwechsler der Emanzipations- und Restaurationszeit an der Freien Universität Berlin ist er seit Herbst 2022 Martin Buber Fellow in Jerusalem.

Im Zuge der Umbenennungen versuchten Jüdinnen und Juden durchaus, Traditionen oder Familienzugehörigkeiten in das neue System zu übernehmen. Der Lemberger Rabbiner **Zwi Hirsch Rosanes** etwa wählte sich 1785 zunächst den Vornamen seines Vaters – Berl – als neuen Familiennamen. Das Verbot jüdischer Namen zwei Jahre später brach diesen Bezug auf die eigene Familientradition jedoch wieder ab. Stattdessen entschied sich Zwi Hirsch in der zweiten Benennungswelle 1787 für einen besonderen Familiennamen – Rosanes. Der Name Rosanes war dabei insofern ungewöhnlich, weil er bereits vor dem 18. Jahrhundert existierte und zudem sephardischen Ursprungs war, was in Galizien kaum vorkam. Daher liegt die Vermutung nahe, dass sich Zwi Hirsch bewusst für den Namen des weithin bekannten Istanbuler Oberrabbiners Yehuda Rosanes (1657–1727) entschied. Neben einer möglichen Begeisterung für die sephardische Familie könnten jedoch auch wirtschaftliche Erwägungen Gründe hierfür gewesen sein. Denn für das Auskommen war es nicht unerheblich, ob der neue Name Bekanntheit genoss und auf eine vornehme Herkunft schließen ließ. Für Zwi Hirschs Autorität als Rabbiner und Buchautor dürfte der Name Rosanes wie ein Markenzeichen gedient haben. Zumindest trug er den Namen sowohl in der außer- wie innerjüdischen Welt mit Selbstbewusstsein. Seine Frau hingegen, die bekannte Buchdruckerin Judith Rosanes, verzichtete auf die Nennung des neuen Namens in den von ihr publizierten Werken. Auch wenn nicht abschließend zu klären ist, warum Zwi Hirsch sich Rosanes nannte, begründete er mit diesem Familien- und Markennamen eine neue Traditionslinie.

**Literatur**

Alexander Beider, A Dictionary of Jewish Surnames from Galicia, Bergenfield, N. J., 2004.

Dietz Bering, Der Name als Stigma. Antisemitismus im deutschen Alltag 1812–1933, Stuttgart 1987.

Josef Karniel, Die Toleranzpolitik Kaiser Josephs II., Gerlingen 1986.

Dirk Sadowski, Haskala und Lebenswelt. Herz Homberg und die jüdischen deutschen Schulen in Galizien 1782–1806, Göttingen 2010.

James C. Scott, Seeing Like a State. How Certain Schemes to Improve the Human Condition Have Failed, New Haven, Conn./London 1998.

Anton Tantner, Ordnung der Häuser, Beschreibung der Seelen. Hausnummerierung und Seelenkonkription in der Habsburgermonarchie, Innsbruck/Wien/Bozen 2007.

# Standardwerk mit Verspätung

## Léon Poliakovs »Bréviaire de la haine« in deutscher Übersetzung

Léon Poliakov, Vom Hass zum Genozid. Das Dritte Reich und die Juden. Aus dem Französischen übersetzt, herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Ahrlich Meyer, Berlin: Edition Tiamat 2021 (600 Seiten, € 34,00).

Von Anna Ullrich

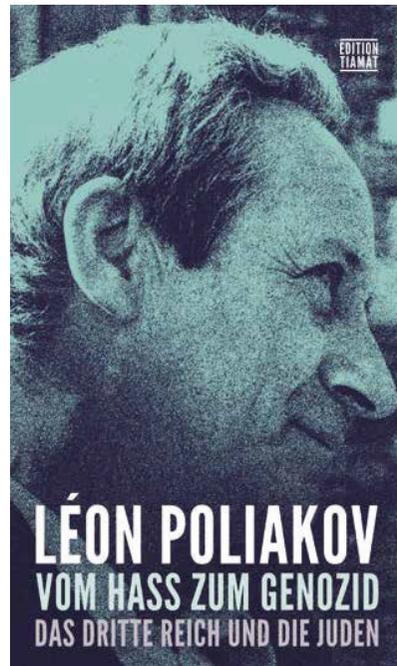
Siebzig Jahre hat es gedauert, bis eine der frühesten und wichtigsten Historiografien des Holocaust in Deutschland erschienen ist. Der französische Historiker Léon Poliakov zog damals als einer der Ersten die beschlagnahmten Aktenbestände der Nazis heran, um die Vernichtung der europäischen Juden in ihrer Gänze zu rekonstruieren und das beispiellose Verbrechen zu erklären. Nun liegt das Buch *Bréviaire de la haine* unter dem Titel *Vom Hass zum Genozid* in deutscher Sprache vor. Es stellt noch immer eine bedrückende, eine fordernde, eine beeindruckende Lektüre dar.

Zunächst besticht allein die Material- und Informationsfülle, die Poliakov sechs Jahre nach Kriegsende präsentierte. Als Mitglied der französischen Delegation im Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher sowie den Nachfolgeprozessen erhielt er die Gelegenheit, die dort vorgestellte umfangliche Dokumentensammlung einzusehen. Darüber hinaus ist bemerkenswert, zu welch weitreichenden Analysen, Thesen und Schlussfolgerungen er schon seinerzeit gelangte, die zahlreiche Fragen und Erkenntnisse der späteren Holocaustforschung zum Teil um Jahrzehnte vorwegnahmen.

Die Studie ist in neun weitgehend chronologisch gegliederte Kapitel unterteilt. Im ersten Kapitel „Verboten“, das die Jahre des Nationalsozialismus vor Kriegsbeginn fokussiert, liefert Poliakov eine Einordnung der antisemitischen Gesetze, Erlasse und anderer Ausgrenzungsmechanismen in „profane“ und „sakrale“

Maßnahmen. In diesem Zusammenhang unterstreicht er, ähnlich wie etwas später auch Raul Hilberg, dass es „sakrale“ Maßnahmen wie die Nürnberger Gesetze gewesen seien, welche die Voraussetzungen für den Massenmord geschaffen hätten. Unter dem Titel „Entfesselung“ bietet das zweite Kapitel einen Überblick über die ersten Monate der deutschen Besatzung, insbesondere in Polen und Westeuropa. Während Poliakov die unmittelbar einsetzende Brutalität gegen die jüdische Bevölkerung im okkupierten Polen schildert, entwirft er für Westeuropa ein differenzierteres Bild, in dem die Intensität antisemitischer Verfolgungs- und Ausschlussmechanismen maßgeblich von „der Abstufung der deutschen Herrschaft in diesen Gebieten“ abhängig war (90). Auf der Grundlage detaillierter Berichte über Plünderungen jüdischen Besitzes und der bedingungslosen Ausbeutung jüdischer Frauen und Männer als Arbeitsklaven belegt er im folgenden Kapitel „Raub und Versklavung“ die enge Verquickung von Verfolgung und persönlicher Bereicherung. Er schließt dazu mit der Beobachtung, dass „auf diese Weise [...] Millionen von Deutsche direkt an den Hauptverbrechen des Genozids beteiligt [waren]“ (143).

Auch wenn die Studie maßgeblich auf deutschen Täterquellen beruht, liefert sie ebenso treffende Analysen zur Situation der Opfer. So bietet Poliakov im vierten Kapitel „Die Ghettos – Eine Zwangsgemeinschaft“ soziologische und psychologische Betrachtungen über



die Ghettogesellschaft. Dabei thematisiert er nicht nur die psychischen und physischen Folgen des ständigen Hungers, sondern berücksichtigt auch die vielfältigen Initiativen um Sozialhilfe und den Erhalt eines kulturellen Lebens – zumindest bis die Massendeportationen einsetzen. Im sechsten Kapitel „Der jüdische Widerstand“ beschreibt Poliakov die zahlreichen praktischen Schwierigkeiten und emotionalen Konflikte, die es Jüdinnen und Juden gerade in den Ghettos im besetzten Osten faktisch unmöglich machten, aktiven

Widerstand zu leisten. Der Zugang zu Waffen, das mangelnde militärische Training und der Antisemitismus zahlreicher Partisaneneinheiten spielten dabei ebenso eine Rolle wie die Sorge um die zurückgebliebene Familie im Ghetto, ein grundsätzliches Gefühl der Ausweglosigkeit und die Unklarheit über das Ziel der Deportationen. In welchem Umfang es trotzdem zu Gegenwehr kam, zeigt Poliakov am Beispiel des Warschauer Ghettoaufstands 1943.

**Es ist bemerkenswert, zu welch weitreichenden Analysen, Thesen und Schlussfolgerungen Poliakov sechs Jahre nach Kriegsende gelangte, die zahlreiche Fragen und Erkenntnisse der späteren Holocaustforschung zum Teil um Jahrzehnte vorwegnahmen.**

Das Kernstück des Werks ist das fünfte Kapitel und mit dem Titel „Vernichtung“ überschrieben. Hier schildert Poliakov detailliert das Morden der Einsatzgruppen und verweist auch auf die zumeist bereitwillige organisatorische Unterstützung durch die Wehrmacht. In seinen Ausführungen zur – wie es hier schon 1951 heißt – „industrielle[n] Vernichtung“ (290) in den Lagern der Aktion Reinhardt und Auschwitz-Birkenau stellt er einen unmittelbaren Zusammenhang mit den Massenmorden des Euthanasieprogramms her. Er verweist zudem auf die personellen Kontinuitäten und die Weitergabe von Erfahrungen und Arbeitsabläufen im Prozess der Vernichtung. Den diversen Planungen der Nationalsozialisten im Angesicht der Kriegsniederlage ist das siebte Kapitel gewidmet, wobei Poliakov hier insbesondere auf Heinrich Himmlers Versuche eingeht, horrende Lösegeldsummen für die verbliebene jüdische Bevölkerung in einzelnen Ländern zu erpressen. Welches Schicksal die Nationalsozialisten den übrigen der von ihnen als „Untermenschen“ eingestuft ethnischen oder nationalen Gruppen zudachten, ist Thema des vorletzten Kapitels. Angelehnt an die 1948 ratifizierte UN-Völkermordkonvention unterscheidet er dabei zwischen einer „sofortigen Vernichtung“ (413), wie sie die Nationalsozialisten beispielsweise für Sinti und Roma vorgesehen hatten, und der „Ver-

nichtung mit indirekten Mitteln“ (424), die etwa der Bevölkerung Polens galt. Dabei handelte es sich beispielsweise um Maßnahmen zur Geburtenverminderung oder die Unterdrückung geistiger oder kultureller Bildung.

In den „Schlussfolgerungen“ nimmt Poliakov vor allem die Haltung der nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaften während des Zweiten Weltkriegs in den Blick. Seine Aufmerksamkeit richtet sich dabei auch auf das Schweigen der katholischen

Kirche – allen voran Papst Pius' II. – angesichts der immer weitreichenderen Informationen über das Schicksal deportierter Jüdinnen und Juden. Mit welcher Erleichterung dieses Schweigen auf deutscher Seite wahrgenommen wurde, zeigen verschiedene Briefe Ernst von Weizsäckers, der ab Sommer 1943 Botschafter am Heiligen Stuhl in Rom war. Der Materialbestand des Auswärtigen Amtes ist insgesamt für die Studie von Bedeutung und wird von Poliakov dafür genutzt, die enge Einbindung der Behörde in die nationalsozialistischen Verbrechen zu belegen. Und so werden in fast jedem Kapitel Themen, Verknüpfungen und Thesen herausgearbeitet, die oftmals erst Jahrzehnte später die Forschung – und Öffentlichkeit – maßgeblich beschäftigten. Allein diese Tatsache bestätigt die gute Entscheidung des Tiamat-Verlags, in dem vor zwei Jahren bereits Poliakovs Autobiografie auf Deutsch erschien, auch dieses Werk herauszugeben. Darüber hinaus gelingt es Poliakov mit Bezug auf psychologische und soziologische Forschungen, die verschiedenen Handlungsmotivationen und Verhaltensmechanismen der deutschen Täter darzustellen. Dabei geht er weit über die Beschreibung der titelgebenden Emotionslage „Hass“ hinaus und entfaltet verschiedene Tatmotive, die in vielfältigen Kombinationen dazu beitrugen, den Mord an den europäischen Juden zu reali-

sieren: von Karrierismus und Opportunismus über Elitenhörigkeit und Fanatismus bis zur Verleugnung eigener Überzeugungen.

Es sind Analysen wie diese, die dem Buch den Charakter eines Standardwerks verleihen, das nur unerheblicher Aktualisierungen und Ergänzungen bedarf, die der Übersetzer Ahrlich Meyer behutsam und, wo angemessen, in den Anmerkungen vorgenommen hat. Trotz dieser Zeitlosigkeit ist *Vom Hass zum Genozid* auch ein Dokument seiner Entstehungsjahre. Es führt vor Augen, wie schnell umfassende Informationen zu dem, was wir heute Holocaust oder Shoah nennen, verfügbar waren. Dass eine Übersetzung ins Deutsche – im Unterschied zu anderen Sprachen – bis zum vergangenen Jahr ausblieb, reiht sich ein in ein schwer nachvollziehbares, jahrzehntelang andauerndes Ausblenden der Pionierwerke bei der Erforschung des millionenfachen Mordes an den europäischen Juden. Zu erinnern ist etwa an die fehlende fachwissenschaftliche Anerkennung von Joseph Wulf durch die deutsche Zeitgeschichtsschreibung oder die späte Übersetzung von Raul Hilbergs Standardwerk über die Vernichtung der europäischen Juden ins Deutsche, die erst zweieinhalb Jahrzehnte nach dem amerikanischen Original erfolgte. Es war diese Weigerung, die Forschungsleistung – gerade jüdischer Historiker und Historikerinnen – anzuerkennen (und zugänglich zu machen), die dazu beigetragen hat, dass es in Deutschland noch viel zu lang möglich war, die „Davon-haben-wir-(auch-danach)-nichts-gewusst“-Mentalität aufrechtzuerhalten.

**Anna Ullrich ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Holocaust-Studien des Instituts für Zeitgeschichte in München und Projektkoordinatorin der European Holocaust Research Infrastructure (EHRI). 2016 wurde sie mit einer Arbeit zum Erwartungsmanagement deutsch-jüdischer Vereine in Reaktion auf gesellschaftlichen Antisemitismus 1914–1938 an der LMU München promoviert.**

**Der 1910 in St. Petersburg geborene Léon Poliakov sprach Französisch mit einem russischen Akzent; seine Eltern nannten ihn nach dem Schriftsteller Leo Tolstoi, der einen Tag vor der Geburt des Kindes verstarb. Poliakov war noch keine zehn Jahre alt, als seine Familie 1920 mit ihm aus dem bolschewistisch gewordenen Russland nach Frankreich floh. Die Stadt seiner Geburt hat er nie wiedergesehen. Als Jugendlicher verbrachte er mehrere Schuljahre in Berlin, weil sein Vater dort als Unternehmer arbeitete. So konnte er neben Russisch und Französisch auch Deutsch, was es ihm möglich machte, als Berater der französischen Delegation beim Nürnberger Prozess als einer der Historiker zu wirken, die früh Zugang zu Prozessakten und zentralen NS-Dokumenten hatten. Mit 41 Jahren legte der Jurist sein Pionierwerk »Bréviaire de la haine. Le IIIe Reich et les Juifs« vor. In der Vorbemerkung dankte er Isaac Schneersohn und dem Archiv Centre de documentation juive contemporaine, das im Krieg in Paris entstand, als die Vernichtung von Juden noch andauerte. Dank sprach Poliakov auch Alexandre Kojève aus, dem berühmten Philosophen, sowie Joseph Wulf, seinem Historikerkollegen und Freund, der Auschwitz überlebt hatte und mit dem er in den 1950er Jahren in Deutschland mehrere Dokumentenbände über Täter, Opfer und Profiteure der NS-Judenvernichtung veröffentlichte. Diese Namen deuten den Erfahrungshorizont an, aus dem heraus diese erste Gesamtdarstellung der Shoah überhaupt entstand. Werke: (mit Josef Wulf) *Das Dritte Reich und die Juden. Dokumente und Aufsätze*, Berlin-Grunewald 1955; *Das Dritte Reich und seine Diener*, Berlin-Grunewald 1956; *Das Dritte Reich und seine Denker*, Berlin-Grunewald 1959; (als alleiniger Autor) *L'auvergne des musiciens. Mémoires*, Paris 1981 (dt.: St. Petersburg – Berlin – Paris. Memoiren eines Davongekommenen, Berlin 2019); *Histoire de l'antisémitisme*, 3 Teile, Teil 1: *L'âge de la foi*; Teil 2: *L'âge de la science*; Teil 3: *De Voltaire à Wagner, Paris 1955–1968* (dt.: *Geschichte des Antisemitismus*, 8 Bde., Frankfurt a. M. 1977–1988); *Le mythe aryen. Essai sur les sources du racisme et des nationalismes*, Paris 1971 (dt.: *Der arische Mythos. Zu den Quellen von Rassismus und Nationalismus*, Wien 1971).**

# Impressum

## Die nächste Ausgabe von **Jüdische Geschichte & Kultur** erscheint im Sommer 2023 – Thema: »Straß«.

### Kontakt

Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur – Simon Dubnow

Goldschmidtstraße 28  
04103 Leipzig  
Tel. +49 341 217 35-50  
magazin@dubnow.de  
www.dubnow.de

### Herausgeberin

Yfaat Weiss

### Herausgeber des Themas

Jan Gerber, Caroline Jessen

### Redaktion

Nicolas Berg, Jörg Deventer, Elisabeth Gallas, Jan Gerber, Caroline Jessen, Enrico Lucca  
CvD: Petra Klara Gamke-Breitschopf, Felix Müller, (bis 06/2022) Alexander Struwe

### Übersetzungen

David Badde/Felix Kurz (aus dem Englischen)  
Margarita Lerman (aus dem Hebräischen)

### Gestaltung

HawaiiF3  
Büro für visuelle Kommunikation Leipzig  
www.hawaiiF3.de

### Verlag

Metropol Verlag,  
Ansbacher Straße 70, 10777 Berlin  
www.metropol-verlag.de

### Druck

PögeDruck, Leipzig  
www.poegedruck.de

ISBN 978-3-86331-684-6

ISSN 2567-8469

© 2022 für alle Beiträge:

Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur – Simon Dubnow.  
Alle Rechte vorbehalten.

### Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe

Michael Berkowitz (London), Sivan Beskin (Tel Aviv), Irit Chen (Jerusalem/Haifa), Miriam Chorley-Schulz (Toronto), Johannes Czakai (Berlin/Jerusalem), Joanna Fikus (Warschau), Jan Gerber (Leipzig), Rebekka Grossmann (Jerusalem), Kevin Haworth (Pittsburgh, Pa.), Monika Heinemann (Leipzig), Alexandra Klei (Hamburg), Angélique Leszczawski-Schwerk (Dresden), Marie Luise Knott (Berlin), Daniel Laufer (Berlin), Kristina Lemke (Frankfurt am Main), Tom Navon (Leipzig), Evelyn Runge (Köln), Ron Sadan (Princeton, N. J.), Momme Schwarz (Leipzig), Anna Ullrich (München), Nick Underwood (Caldwell, Id.), Annette Vowinckel (Berlin), Malte Zierenberg (Berlin)

### Fotovermerke & Bildquellen

Wir haben für alle Abbildungen die entsprechenden Inhaber der Rechte ermittelt. Sollten dennoch Ansprüche offen sein, bitten wir um Benachrichtigung.

**Umschlag:** Jüdisches Museum Berlin, Inv.-Nr. 2006/98/0, Ankauf, © Estate of Ilse Bing, **1:** Yfaat Weiss, Foto: privat, **4:** Library of Congress, Prints & Photographs Division, FSA/OWI Collection, LC-USF34-9058-C, **6:** (oben) © Robert Capa, © International Center of Photography/Magnum Photos/Agentur Focus; (unten) picture alliance/AP/HORST FAAS, **7:** The U.S. National Archives and Records Administration, 111-SC-4373, **9:** © Eve Arnold/Magnum Photos/Agentur Focus, **10, 11:** © Robert Capa, © International Center of Photography/Magnum Photos/Agentur Focus, **12, 13:** © Newsha Tavakolian/Magnum Photos with support from the Pulitzer Center/Agentur Focus, **14, 15:** Musée Nicéphore Niépce, Ville de Chalon-sur-Saône, **17:** J. Frecot (Hg.), Erich Salomon (...), München: Schirmer/Mosel 2004, 238, **18, 19:** (1) Edith Tudor-Hart, Unemployed Workers' Demonstration, Vienna, National Galleries of Scotland, © Peter Suschitzky, Julia Donat, Misha Donat; (2, 3) Wiener Holocaust Library Collections, The Bernard Simon Collection; (4) © Lisl Steiner, **21:** © 2022. The Art Institute of Chicago/Art Resource, NY/Scala, Florence/© Estate of Ilse Bing, **23:** © Leonard Freed/Magnum Photos/Agentur Focus, **24:** picture alliance/AP Photo/Joe Rosenthal, **25:** © Khaldei/Voller Ernst/akg-images, **26:** Courtesy of the Leo Baeck Institute, New York, **27:** Akademie der Künste, Berlin, Kunstsammlung, Inventar-Nr.: KS-Auerbach 496, © VG Bild-Kunst, Bonn 2022, **28:** https://thisworld.online/1951/698/gallery, **30, 31:** (1) © City of Warsaw; (2) © W. Kryński/POLIN Museum of the History of Polish Jews, (3) © Magdalena Starowiejska/POLIN Museum of the History of Polish Jews, **32, 33:** © Rita Ostrovska, **34:** Rutgers University Press, **35:** The University Daily Kansan/Connor Heaton, **37:** (oben) www.hamburg-bild.archiv.de; (unten) Yad Vashem Photo Archive, Jerusalem. 2957/6, **38:** Architektur-Bildarchiv/Thomas Robbin, **40:** (1) Carlsen Verlag GmbH; (2) Actus Tragicus; (3) Haaretz-Gruppe, **41:** Rutu Modan: Tunnel – eine israelische Satire, © Carlsen Verlag GmbH, Hamburg 2020, **42:** © Mira Friedmann/avant-verlag, **45, 46:** © Johannes Czakai, **48:** Staatsverlag der RSFSR für Kinderliteratur (Detgiz), **49:** (oben) Wikimedia Commons (gemeinfrei); (unten) Ghetto Fighters' House Archive/Moritz Grossman, **51:** (oben) bpk/SMB, Gemäldegalerie/Volker-H. Schneider; (unten) Privatbesitz/Amos Yahil, **52, 53:** (oben) bpk/SMB, Zentralarchiv; (mittig) Staatliche Museen zu Berlin/David von Becker; (links unten) Yad Vashem Documents Archive Item ID 8989641; (rechts unten) ullstein bild – Felix H. Man, **54:** Indiana University Press, **55:** Bundesarchiv, Bild 146-1998-020-13A/Herbert Hoffmann, **56, 57:** Courtesy of Micha Bar-Am/Ran Tal, **58:** Edition Tiamat, **60:** Cambridge University Press, **61:** UN Photo, **62, 63:** (links, mittig) Dubnow-Institut/PGB; (rechts) Courtesy of Nicole Papineau.

**Titelbild:** Ilse Bing, Selbstporträt mit Leica, Paris 1931. Abzug des Originals aus dem Jahr 1989; Jüdisches Museum Berlin.

### Abonnement- und Einzelheftbestellung

Metropol Verlag, veitl@metropol-verlag.de oder im Webshop unter www.metropol-verlag.de  
Erscheinungsweise: einmal jährlich (Frühjahr), Preis: € 14,00 (D), € 17,20 (international)

SACHSEN  
Diese Maßnahme wird mitfinanziert durch Steuermittel auf der Grundlage des vom Sächsischen Landtag beschlossenen Haushaltes.